

Die Kunst kein Rassist zu sein

Universität Vechta

Institut für Soziale Arbeit, Bildungs- und Sportwissenschaften

Master Soziale Arbeit / SDM 2.9

Guterachter_in:

Prof. Dr. Christine Hunner-Kreisel

Nils Freye

Nelkenstraße 3

49377 Vechta

Matrikelnr.: 868841

30.10.2018 Vechta

Gliederung

Vorwort

Hinführung.....	3
Verständnis und Bestimmung.....	4
White Privilege.....	7
Postkoloniale Strukturen.....	11
Rassifizierte Sprache.....	13
Soziale Arbeit.....	17
Fazit.....	21
Schriftquellen/Internetquellen.....	23

Vorwort

Ich möchte kurz zwei Situationen meines Lebens skizzieren, die mir im Verlauf dieser, aber auch ähnlicher Arbeiten allgegenwärtig erscheinen. In der Stadt in der ich lebe habe ich in den letzten zwei Jahren zwei sehr intensive Situationen mit geflüchteten Menschen gehabt. In beiden Fällen, ohne zu sehr ins Detail zu gehen, gingen die Beziehungen zwischen mir und den beiden Menschen unschön zu Ende; mit Handgreiflichkeiten, Bedrohungen, Anschuldigungen und Verleumdungen bei der Polizei. Eine Person nahm sich sogar das Leben, wenige Monate nachdem der Kontakt mit mir abgebrochen war, die Zweite musste polizeilich verwarnt werden. Beide Personen hatte ich zuvor als Freunde oder zumindest als nahestehende Personen meines Umfeldes bezeichnet. Die zwischenmenschlichen Beziehungen konnte ich von meiner Perspektive aus durchaus als positiv bewerten; ich habe in bürokratischen Dingen geholfen und als Mitbewohner im Alltag vor allem auch aus sprachlicher Sicht unterstützt, wenn ich es konnte. Beide Beziehungen wendeten sich in den letzten Zügen ins Negative, sodass ich plötzlich zwei Mal persönlich Betroffener war. Ich war aus Sicht der beiden Personen schuldig, obwohl ich nur Gutes tun wollte. Die Projektion des Bösen auf mich verstand ich zunächst nicht und ist sicherlich multifaktoriell begründet. Es geht hier nun nicht um die Beleuchtung dieser sehr komplexen Biografien, vielmehr aber um die Gesellschaft in der sie leben, da diese wohl mögliche ihren Teil zu diesen traurigen Persönlichkeitsstrukturen beigetragen hat. Auch soll klar sein, dass ich an dieser Stelle niemanden (vor-)verurteile oder verallgemeinere. Ich versuche in einem Ansatz, und dabei soll diese Arbeit ein wenig helfen, den Frust, die Wut, die Hilflosigkeit, die Zwiespältigkeit, die Aggressionen und die Abwehrhaltung gegenüber *weißen* nachzuvollziehen, um abschließend sozialpädagogisch hier vielleicht Perspektiven aufzeigen zu können, um solchen Szenarien vorzubeugen. Dies soll nicht Kern des fortführenden Textes sein, soll aber dabei helfen Biografien und besonders Verhaltensmuster von Schwarzen besser verstehen zu können, um strukturellen Rassismus Dingfest zu machen und die Opfer davon aufzuzeigen. Die Einzelschicksale sind dabei keineswegs der Auslöser für diese Ausarbeitung, jedoch sind sie durch meine Erfahrungen omnipräsent und können somit auch den Leser begleiten, um deutlich zu machen, was Rassismus verursachen kann. Der große Teil von gesellschaftlich produzierten Rassismen ist für die meisten *weißen* Menschen unsichtbar.

1. Hinführung

Der vorliegende Text befasst sich mit der Frage, ob *weiße*¹ Menschen per se rassistisch sind, weil sie eben *weiß* sind. Diese durchaus provokante These weisen in der Regel besonders Personen, die sich dem politischen Milieu von der Mitte bis nach Links zuordnen emotional und mit einem moralischen Unterton vehement zurück. Auch die große Mehrheit der konservativen Gesellschaftsmitglieder wehrt Rassismus Vorwürfe ab und ist natürlich gegen jegliche Art von Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit, ohne dabei den Fehler bei sich selbst zu suchen. Kurz: Die Deutschen sehen Rassismus als Problem, welches stets von Anderen, Einzelnen (Nazis etc.) individuell stattfindet. Weshalb sich dieses Denken so sehr verankert hat und wie stark die demgegenüber stehende strukturelle Form des Rassismus in der heutigen Zeit etabliert ist, sind Antworten auf Fragen, die das *Weißsein* und seine Denkstrukturen dekonstruieren sollen. Wird die eingangs gestellte Frage im Verlauf der Bearbeitung beantwortet, so geht es im nächsten Schritt darum diese Dynamik zu zerlegen, um Folgen, Möglichkeiten und Chancen aufzuzeigen. Die Dichotomie findet sich auch im Setting der Sozialen Arbeit wieder. Hier geht es besonders darum, für den Professionellen Handlungsstrategien zu erarbeiten und im Sinne einer sensiblen, diversitätsadäquaten Vorgehensweise zu arbeiten. Die Beziehung zwischen zwei oder mehreren Menschen vollzieht sich mittels Handlungen und (nonverbalen) teils performativen Sprachakten. Zweites spielt im Moment eines rassifizierten Kontextes eine zentrale Rolle und ist entscheidend mitverantwortlich für eine stattfindende strukturelle Benachteiligung von People of Colour. Inwieweit und auf welche Art und Weise bewirkt Sprache als Element eines, nahezu flächendeckend unsichtbaren Problems, welche Folgestrategien bei

¹ Die Bezeichnungen *weiß* und Schwarz werden fortlaufend exakt in dieser Schreibweise als Synonym für zwei Bevölkerungsgruppen verwendet. Die Kursiv geschriebene *weiße* Bevölkerung steht hier keinesfalls für eine Hautfarbe (zumal weiß oder schwarz keine Farben sind und Hautfarben nicht schwarz oder weiß pigmentiert sind, sondern in farblichen Nuancen), sondern ist, genau wie „Schwarz“ als gesellschaftspolitischer Begriff zu sehen und meint schlichtweg das Nicht-Vorhandensein von Rassismuserfahrungen. Weiße Menschen, sind Menschen, die keine rassistisch konnotierten Diskriminierungen erlebt haben, also nicht von Rassismus betroffen sind. Schwarze Menschen (hier immer groß geschrieben) oder People of Colour sind demgegenüber Personen, die in ihrem Leben Rassismuserfahrungen machen mussten (vgl. u.a. Mecheril 2010: 9).

Betroffenen und nicht-Betroffenen und wie kann Sozialpädagogik² aus der Perspektive *weißer*, pädagogischer Fachkräfte³ daran anknüpfen?

Um dieses Konglomerat an Forschungsgegenständen systematisch anzugehen werden zuerst bedeutsame Begrifflichkeiten definiert, um hier eine prägnante Vorstellung vom Phänomen Rassismus liefern zu können. Ein besonderes Augenmerk wird dabei auf die historische Gewordenheit und die unterschiedlichen mikro- und makrosozialen Bereiche und somit auch auf die Sprache, die in einer interdependenten Relation zu Rassismus steht, gelegt. Die Kunst kein Rassist zu sein, ist die Kunst, speziell im sozialpädagogischen Arbeitsprozess, die eigene Denkweise, Privilegierung und Positionierung zu erkennen und zu hinterfragen, um unterdrückende, vorhandene Symbole zumindest ausfindig zu machen.

Im Vorhinein soll hier zudem eine „Triggerwarnung“ ausgesprochen werden. Es wurde versucht diese Arbeit möglichst neutral und ohne anstößige Sprache zu konzipieren, jedoch kann dies nicht immer ganz gelingen, besonders da Sprache hier ein explizites Thema sein soll und die bloße Nennung bestimmter Wörter dafür notwendig ist. Zusätzlich wurden im Verlauf des Textes relevante Worte im Kontext der Arbeit definiert.

2. Verständnis und Bestimmung

„Gehst du mal in Deine Heimat zurück?“

„Was nach Bielefeld? Nee!“ (Sow 2008)

3. September 2018, knapp 70.000 Menschen treffen sich nach nicht einmal einer Woche Vorlaufzeit in Chemnitz, um gegen Rassismus zu demonstrieren und zu tanzen. Etwa eine Woche zuvor gab es dort Ausschreitungen von Nazis, Sympathisant*Innen und alleingelassenen Bürger*innen, die teilweise junge Migrant*Innen⁴ durch die Stadt gejagt

² Wen im Verlauf von sozialpädagogischer Praxis gesprochen wird, ist damit vorwiegend die Arbeit im Kinder- und Jugendbereich gemeint. Allerdings zählen dazu unweigerlich alle weiteren pädagogischen Situationen, in denen Rassismen eine Rolle spielen.

³ Diese Arbeit ist aus der Sicht von einer *weißen* Person geschrieben und richtet sich primär auch an *weiße* Personen.

⁴ Der Begriff M. bezeichnet Menschen, die nicht in ihrem Herkunftsland leben und verweist sprachlich somit auf einen Platz außerhalb der Mehrheitsgesellschaft. Es gilt auch für Menschen, die in Deutschland geboren sind, und zwar zeitlos. Die Konstruktion eines anderen, fremden, also eines M. bezeichnet also in Deutschland ebenfalls Menschen, die reell gar keine Migrationserfahrungen haben, aber PoC sind (vgl. Sow 2011a: 444).

haben, verbotene Hitlergrüße zeigten und als rechts identifizierbare Parolen riefen (vgl. ARD 2018).

Ist das Rassismus? Ohne Frage. Sie werden sich als Leser*In, so schätze ich Sie ein, mit Überzeugung davon distanzieren was in Chemnitz passiert ist und dies unter Umständen auch lautstark kundtun. Gemäß einer objektiv- aufklärerischen Vernunft⁵ begründet somit ein Aufbegehren gegen offensichtlich rassistische Taten, das eigene, alltägliche, selbstverständlich nicht rassistische Verhalten. Mark Terkessidis (vgl. 1) spricht in einem Impulsreferat im Jahr 2012 davon, dass solche gesellschaftlichen und auch wissenschaftlichen Bewegungen und Auseinandersetzungen, die sich rassistischem Gedankengut entgegenstellen, meist reaktionärer Natur sind und nach kurzer Zeit wieder abklingen können. Sie folgen in der Regel einem allgemeinen Konsens, der auf Vorfälle reagiert, welche von der Mehrheit der Bevölkerung abgelehnt werden. Dieses Schema hängt mit der Grundvorstellung über Rassismus, welches im Nachgang verdeutlicht werden soll, zusammen. Rassismus wird über Ausnahmen einer mehr oder weniger funktionierenden gesellschaftlichen Ordnung, in Form von individuellen charakterisierten Vorfällen, Auseinandersetzungen, Erscheinungen, Gewalttaten oder medialen Aussagen definiert. Hier befindet sich der nächste große Irrtum, die Annahme, dass Rassismus immer von Anderen begangen wird. Die Projektion von etwas Negativem auf den Anderen, identifiziert den Menschen, der dies praktiziert zugleich als nicht negativ (vgl. Hall 1999:93). Diese beiden, historisch gewachsenen Vorstellungen haben den strukturellen und institutionellen Rassismus in Deutschland für *weiße* Personen, in Verbindung mit einer propagierten eurozentrischen Weltanschauung, nahezu unsichtbar gemacht. Tupoka Ogette (2018) betitelt die unreflektierte, unbewusste und inaktive Auseinandersetzung mit Rassismus als einen Ort namens „Happyland“ (21) und verweist dabei auf eine *weiße* Mehrheit in Deutschland, welche zum großen Teil unbewusst, jedoch permanent, einen rassifizierten Gesellschaftsdiskurs, sowie etablierte rassistische Symbole, Muster und Denkstrukturen aufrechterhält. Rassismus ist, wie auch verwandte andere „Ismen“⁶ in Happyland moralisch und emotional aufgeladen. Die Verachtung und Abwehrhaltung gegenüber dem bösen „R-Wort“ resultiert ebenfalls auf dem Glauben, es seien stets vorsätzliche, intentionale Handlungen damit verbunden, die Rassismus mit einer gewissen Absicht produzieren (vgl. ebd.). Die intuitive Abwendung rassistischer Akte hängt zudem mit einem losen Verständnis von Ursache, Absicht und Wirkung zusammen. Die Bewohner*Innen von Happyland entscheiden selbst, wie das Gesagte beim Empfänger anzukommen oder sich anzufühlen

⁵ Hiermit soll dargelegt werden, dass auch rechtskonservative Menschen(-gruppen) ihre eigene Form von Vernunft haben, dabei jedoch nicht „outside the box“ objektive oder aufklärerische Denkansätze zeigen, ähnlich wie sie Kant beispielsweise formuliert hat (vgl. Schnädelbach 1984).

⁶ Bezeichnung für Diskriminierungsformen, da diese häufig mit dem Suffix „ismus“ enden.

hat, obwohl sie oder er selbst nicht betroffen sind; „ich habe es nicht so gemeint, also musst du nicht beleidigt tun.“ (ebd. 22). Die defensiven, aber wütenden Reaktionen auf etwaige Rassismusvorwürfe sind in diesem Muster zumeist auch noch wesentlich stärker als der Inhalt des Vorwurfs selbst. Happyländer*Innen sind überzeugte nicht-Rassisten, sie halten sich für offen und tolerant, da nicht nur das R-Wort, sondern auch die Gedanken daran aus Happyland verbannt wurden. Die Hautfarbe⁷ spielt für sie keine Rolle, da nach ihrem Verständnis alle Menschen gleich sind, was zur Folge hat, dass die Kategorie des *Weißseins* ebenfalls nicht thematisiert wird. Die unreflektierte Darbietung des eigenen Selbstverständnisses hat in der Regel nur einen Grund: *Weiß*e Personen sind in Happyland aufgewachsen und haben somit kaum bis keine Berührungspunkte zu weiteren Gesellschaftsperspektiven (vgl. ebd. 22f). Gerald Hüther (2013: 9), einer der bekanntesten deutschen Hirnforscher, berichtet dazu, dass besonders Kinder und Jugendliche diejenigen Dinge für wichtig erachten, die die Personen in ihrem Umfeld auch für wichtig erachten. Ansichten, Gegebenheiten, Darstellungen und Einstellungen werden demnach bereits ab der Geburt aufgenommen. Weshalb hier der historische Kontext und die Weiterführung seiner Ideologien eine entscheidende Rolle für den heute gelebten Rassismus innehat, wird in einem späteren Abschnitt erläutert. In Happyland ist man also als *weißer* Mensch in diese Welt hineingeboren und dadurch seit der Geburt in rassifizierte Strukturen und Diskurse verwoben. Die geschichtliche Tabuisierung des R-Wortes führt dazu, dieses Thema als „schlecht“ markiert, und von sich gewiesen wird, ohne dabei die Notwendigkeit zu erkennen, sich selbst damit auseinanderzusetzen, da ja schließlich alles gut ist, innerhalb der eigenen Beschaffenheit der sozialen Umwelt. Die auferlegte Defensivstrategie kann einem *weißen* Kind oder Jugendlichen somit ebenso wenig, wie vermeintliche oder tatsächliche rassistische Verhaltens- und Denkweisen vorgeworfen werden. Diese hochproblematische Verankerung entspringt aus der Tatsache, dass Happyland von *weißen* für *weiße* geschaffen wurde und dort somit kein Platz ist für Andere. Vielmehr ist die gemütliche Existenz der *weißen*, dominanten Gruppe nur auf Kosten von Schwarzen möglich. In Happyland werden Privilegien genutzt und gleichzeitig Menschen herabgewürdigt und verletzt und dies meistens komplett unbewusst, häufig sogar mit einem Lächeln im Gesicht und gut gemeinten Intentionen (vgl. Ogette 2015: 23).

Die von Ogette illustrierte Vorstellung des Happylands, verdeutlicht an vielen Stellen bereits die Konstruktion einer Normalität des *Weißseins*. People of Colour werden zugleich als

⁷ Der Begriff ist historisch als eine Art Marker der Klassifizierung von Menschen konstruiert worden. Die Nennung der Hautfarbe ergibt somit erst im Kontext der Klassifikation des Menschen einen Sinn, da diese gesellschaftlich und auf der Basis rassentheoretischer Überlegungen gewachsen ist. Hier wird ein Zusammenhang von der Farbe der Haut, zu körperlichen, kulturellen oder geistigen Konstitutionen eines Menschen hergestellt.

abweichend konstruiert. Dass sich *weiße* (und somit rassistische?) Menschen als gesellschaftlich normal bewerten erkennt auch Noah Sow (2009), Künstlerin, Aktivistin und Autorin für rassismuskritische Arbeiten. *Weiße*⁸ nehmen Einteilungen vor und bezeichnen Menschen, die nicht *weiß* sind als Andere („Othering“⁹), benennen sie und teilen sie in Gruppen ein. Mehr noch, Schwarze Menschen werden als unrein und negativ etikettiert. Ein hochinteressantes Beispiel hierzu liefert das sogenannte Doll Experiment, in dem Kinder eine schwarze und eine weiße Puppe vor sich liegen haben und sagen sollen, welche Puppe die böse ist von beiden. Über 75% (sogar sehr viele Schwarze Kinder) wählen die Schwarze Puppe aus (vgl. Davis 2007: 4).

Niemand spricht aber von einer *weißen* Gruppe, da diese als der Standard festgelegt wird. Kategorisiert wird dabei nur, wer anders ist. Eine einzelne Person wird im Alltag nicht als „der weiße Typ da“ (vgl. Sow: 2008: 27) beschrieben, ist er*sie allerdings Schwarz, so wird sie*er weithin auch in Verbindung mit seiner*ihrer Hautfarbe beschrieben.¹⁰ *Weiße* wehren sich im Übrigen auch sich selbst als *weiß*¹¹ zu bezeichnen.

2.1 White Privilege

Nachdem nun grundlegende Differenzlinien zwischen *weißen* und Schwarzen Menschen dargelegt wurden, soll das „Ordnungssystem Rassismus“ (Attia et al. 2010: 5-10), so nennt die Wissenschaftlerin Maureen Maisha Eggers diese flächendeckende Gesellschaftsstruktur, an spezifischen Stellen weiter dekonstruiert werden. Die hier anklingenden Schlagwörter wie

⁸ Im Übrigen soll hier einmal darauf hingewiesen werden, dass die Spezifik *weiß* zunächst unabhängig ist von Geschlecht, Klasse, Alter oder Bildung. Intersektional betrachtet sind diese Differenzen jedoch durchaus ebenso relevant als Diskriminierungsformen wie der Rassismus, die verschiedenen Formen sind dabei in aller Regel zudem verwoben. Hinsichtlich des Bildungsaspektes bleibt die Frage offen, ob Bildung vor einer rassistischen Grundeinstellung schützen kann, was ferner die Frage nach der Definition des Wortes verlangt.

⁹ Einfaches, aber sehr wirksames Prinzip, indem Menschen zu *Anderen* gemacht werden. Erstens mache ich mich selbst zu Norm und werde dadurch zum Standard, um dann alle anderen zu „die Anderen“ zu machen. Damit die Norm definiert ist, braucht es die Anderen, welche von dieser Normvorstellung abweichen. Es werden beispielsweise überproportional häufig PoC, die in Deutschland geboren sind und akzentfrei deutsch sprechen nach ihrer Herkunft gefragt, und das obwohl es in Deutschland seit vielen Jahrzehnten nicht-*weiße* Menschen leben. Der Drang, Menschen die nicht in die eigene Normsetzung passen auszugrenzen wird als Othering bezeichnet (vgl. Ogette 2018: 59f).

¹⁰ *Weiße* Personen sind farblich betrachtet ebenfalls „farbig“ (rosa, beige, hellbraun, sahara) jedoch wird die Bezeichnung „farbig“ ausschließlich nur für People of Colour verwendet.

¹¹ Hier ist das Wort absichtlich nicht kursiv gedruckt, da *weiße* Menschen häufig keine Vorstellung von der gesellschaftspolitischen Dimension haben, die im Kursiv Modus dargestellt ist.

Ordnungssystem oder Normalität¹² verbildlichen erneut die immense Tragweite von Rassismus im soziokulturellen Milieu. Die Vorstellung *weißer* Personen, dass ihr Blick auf die Welt allgemeingültig sei, spiegelt die Normalitätskonstruktion eines *weißen* Privilegiums. Die selbstredende Bevorzugung und die damit einhergehende Verwöhnung ist den Bewohnern von Happyland nur in Einzelfällen bewusst. Sie nehmen das Vorrecht nicht explizit wahr, wodurch nicht- *Weiß*e ein Nachsehen haben. Peggy McIntosh (2018), eine *weiße* Antirassismusaktivistin, spricht von einem unsichtbaren Rucksack, den *weiße* Personen tragen. Sie wurden in eine Welt hineingeboren, die sie selbst nicht erfunden haben und über die sie nicht angemessen unterrichtet werden. Es handelt sich um „ein unsichtbares Paket unverdienten Vermögens, auf dessen Erhalt ich mich jeden Tag verlassen kann, bei dem aber vorgesehen war, dass ich es nicht als solches erkenne.“ (McIntosh 2012). Einige der Privilegien, die Schwarze Menschen *nicht* haben, die McIntosh daraus abgeleitet hat, sollen an diesem Punkt Gehör finden, da die meisten *weißen* Menschen nicht einmal wissen, dass sie diese besitzen.

- Ich kann es einrichten, wenn ich es möchte, dass ich die meiste Zeit mit Menschen meiner Hautfarbe zusammen bin.
- Wenn ich eine Wohnung/ eine Arbeitsstelle suche, stellt mein *Weiß*sein dabei kein Hindernis dar.
- Wenn die Polizei mich anhält bzw. kontrolliert, dann kann ich sicher sein, dass meine Hautfarbe nicht der Grund dafür ist.
- Ich kann ein teures Auto fahren, ohne dabei für kriminell gehalten zu werden.
- Ich muss meine Kinder nicht lehren aufmerksam zu sein bzgl. des strukturellen Rassismus, um sie zu schützen.
- Kaufe ich Make-up in der Farbe „neutral“, Stifte in „Hautfarbe“ oder Pflaster, kann ich ziemlich sicher sein, dass die Farbe meiner Hautfarbe ähnelt.
- Im Fernsehen und in Zeitschriften, überall sehe ich Menschen meiner Hautfarbe, die Namen und Berufe haben, und die meist positiv dargestellt sind.
- Meine Anwesenheit in Deutschland wird als normal und selbstverständlich betrachtet, niemand wundert sich über meine Deutschkenntnisse.
- Ich kann leicht Poster, Postkarten, Bilderbücher, Grußkarten, Spielsachen und Kindehefte bekommen, die Personen mit meiner Hautfarbe abbilden.
- Ich werde nicht ständig von fremden Personen zu meiner Herkunft befragt.
- Ich könnte es einrichten meine Kinder die meiste Zeit vor Menschen zu schützen, die sie nicht mögen.

¹² Alles was nicht exotisch, ursprünglich, fremd oder bizarr ist (vgl. Sow 2008: 291)

- Wenn ein Tag, Woche oder Jahr schlecht gelaufen ist, brauche ich mich nicht fragen, ob diese Episode rassistische Untertöne hatte.
- Wenn ich als Führungskraft geringe Glaubwürdigkeit habe, kann ich sicher sein, dass mein *Weißsein* nicht der Grund dafür ist.
- Ich kann in einer schwierigen Situation gut abschneiden, ohne dass dies als eine Ehre für weiße Menschen angesehen wird.
- Ich kann mir über Rassismus Gedanken machen, ohne als selbstüchtig oder eigennützig gesehen zu werden.
- Ich kann öffentliche Unterkünfte oder Veranstaltungen wählen, ohne Angst, dass *weiße* Menschen nicht hineindürfen.
- Ich fühle mich willkommen und „normal“ in den üblichen Bereichen des öffentlichen, institutionellen und sozialen Lebens.
- Ich habe die Wahl, mich mit Rassismus auseinanderzusetzen, wenn ich es möchte.

(vgl. Ogette 2018:68f)

In Anbetracht einer kritischen *Weißseinsforschung* (Critical Whiteness) soll der Auszug *weißer* Privilegien die Zugehörigkeit der *Weißben* zu einer ethnischen Gruppe und den dazugehörigen Merkmalen versinnbildlichen. Nicht nur das, die vorherige Einordnung und Merkmalszuschreibung auf Andere, geschieht hier mit den *Weißben* selbst, um sie als kollektiv zu exkludieren und zu betrachten. Die eigene Normalitätskonstruktion ist für die meisten *weißen* Personen schwer zu fassen und aus *weißer* Perspektive häufig sogar konturlos bis unsichtbar, obwohl sie in diesem Land überall präsent und abgebildet ist: Im Fernsehen, den Medien, der Werbung, in der Schule, der Universität, im Bundestag (vgl. Hyatt 2015). Im Buch „White Awareness“ schreibt Judith H. Katz (2003: 10), dass *weiße* Personen ihren Erfolg in der Regel an ihrem Fleiß, ihrem Charakter und ihrer harten Arbeit festmachen, ohne zu erkennen, in welchem Ausmaß der ethnische Status, sowie ein unausgewogenes Spielfeld hier immense Vorteile bewirken. *Weißbe* haben diese Privilegien schlichtweg, weil sie naturgegeben sind, weil sie als richtig erachtet werden und weil sie als nicht verhandelbare Grundannahme dauernd bestätigt werden. In der Universität werden Philosophen wie Kant, Hegel, Adorno, Aristoteles oder Nietzsche gelehrt (alle *weiß*) und damit sind lediglich die Ansichten „einiger Europäer oder Westler“ (Sow 2009: 45) im allgemeinen Bildungsprozess angesiedelt.¹³ Im Kindergarten und der Grundschulzeit sind die Protagonisten der einschlägigen Kinderliteratur und den dazugehörigen Medien in den

¹³ Hinzu kommt interessanterweise, dass einige dieser wegweisenden Denker den europäischen Imperialismus und die Herrschaft der *Weißben* gegenüber People of Colour rechtfertigen und damit ein moralphilosophisches, rassistisches Fundament der Legitimation der Rassentheorie erschaffen haben (vgl. Ogette 2018: 38f).

meisten Fällen *weiß* (Der Struwwelpeter, Tim und Struppi, Pippi Langstrumpf, Die Drei ???, Die Geschichte vom Löwen, der nicht schreiben konnte, Michel aus Lönneberga, Peterson und Findus, Die wilden Kerle, Der Sandmann, Caillou, kleiner roter Traktor, Lauras Stern, Die Heinzelmännchen, Willi Wiberg, Jim Knopf, Bibi Blocksberg, Die kleine Hexe und viele mehr).¹⁴ In der Schule, so Daniel Gyamerah, ist man in Deutschland als *weißes* Kind unter Gleichgesinnten. Der Großteil der Schüler*Innen und Lehrer*Innen sind *weiß*, die Geschichten und Wissensvermittlungen stammen aus *weißen* Erzählungen, in den Lehrbüchern werden *weiße* Menschen als Normalität präsentiert. In diesem Kontext macht ein Schwarzes Kind im Schulalltag mehrheitlich die Erfahrung, dass niemand in ihrem*seinem Umfeld aussieht wie sie*er, dass viele der verwendeten Beispiele nicht an die eigene Lebensrealität anknüpfen, dass der Lehrplan nicht an den eigenen Erfahrungen ausgerichtet ist und dort schon gar nicht über Rassismus gesprochen wird, dass keine Handlungsstrategien gegen Rassismus gelehrt werden und dass nichts über die Geschichte der eigenen Gruppe gelehrt wird, außer, aus der Perspektive von *Weißen*, im Kontext von Ausbeutung oder Kolonialismus (2015). Letzteres wird in vielen Fällen relativiert und gar als „Entwicklungshilfe“ (vgl. Apraku 2015: 2) bezeichnet, die meist ausschließlich in Verbindung mit Europa¹⁵ und nicht als autonomer Kontinent beschrieben wird. Auch wird in Lehrbüchern viel mit rassistischen Fremdbezeichnungen wie „Schwarzafrikaner“ oder „Buschmänner“ hantiert (ebd.). Wissenschaftliche Untersuchungen zeigen, dass speziell Schulbücher rassistische und exotische¹⁶ Bilder von Afrika¹⁷ zeichnen. Afrika wird nicht nur als Gegenpol Europas, vielmehr sogar als Rückständig konstruiert. Die reproduzierte Perspektive Afrikaner passiv und in einer Opferrolle abzubilden, verfestigt ein rassistisches und hierarchisches Verhältnis. Koloniale Vergangenheiten werden zudem oft nur am Rande, und als vergangen abgehandelt (vgl. Luskow 2014). Besonders Der staatlich legitimierte Lehrplan reproduziert demzufolge Rassismen in den anerkannten Lehr- und Lernmaterialien. *Weiße* Kinder merken, durch die Präsenz einer Schwarzen Minderheit, dass sie aufgrund ihrer Hautfarbe in einer dominant agierenden Mehrzahl sind. Die Kinder lernen, wer präsent ist, wer betroffen ist, wer eine Stimme hat, wer gehört wird, wer vorkommt, wer wichtig ist und wer eben nicht. Bildungsstätten wie Kitas, Schulen oder Universitäten sind demnach, nicht nur aufgrund der

¹⁴ Die Liste stellt einen Extrakt der beliebtesten Kindermedien dar. Die zuerst genannten Geschichten sind zudem nachweislich rassistisch in ihrem Inhalt (vgl. Eggers 2013: 5).

¹⁵ Allein der Begriff Europa ist im Zuge von Kolonialismus und Imperialismus eng mit rassistischen Diskursen verknüpft, welche bereits auf semantischer Ebene mitschwingen (vgl. Schulze-Engler 2011: 290).

¹⁶ Der Begriff geht einher mit Verständnis von Fremdheit. *Weiße* werden nicht als exotisch bezeichnet

¹⁷ Der Begriff A. geht einher mit einer Gleichsamkeit von Präsenz von negativ konnotierten, konstruierten Afrikabildern und Absenz von dem Wissen über die Gesellschaften und Lebenswelten dieses Kontinents. Dem Wort werden Krisen, Unterwürfigkeit und Katastrophen zugeschrieben, gleichzeitig werden Fehlinformationen und reale Zustände aktiv ignoriert (Weicker & Jacobs 2011: 200).

R-Debatte hochpolitische Institutionen und sollten demzufolge, insbesondere in Anbetracht eines rassifizierten Kontextes, auch auf politische Bildung in allen Bereichen ausgerichtet sein (vgl. Ogette 2018: 104ff). im Bildungsspezifischen Kontext spielt Rassismus aus epistemologischer Perspektive somit eine entscheidende Rolle. Das vermittelte Wissen wird als neutral und objektiv verkauft, obwohl nicht-*weiße* Ansichten und Personen darin nicht vorkommen. Außerhalb von Erziehungs- und Bildungsangeboten gibt es zusätzlich eine omnipräsente Dominanz *weißer* Denkstrukturen. Die meisten Führungspositionen, bekanntesten Schauspieler, Sportler, Wissenschaftler oder öffentlichen Personen sind *weiß*. Der Weihnachtsmann ist *weiß*, Jesus ist *weiß* und sogar Gott ist *weiß* und dass, obwohl der Anteil der Weißen, also der Menschen, die nicht von Rassismus betroffen sind und im Regelfall der sogenannten westlichen Welt zuzuordnen sind, lediglich 10% der weltweiten Gesamtbevölkerung ausmacht (vgl. Zeit Online).

2.2 Postkoloniale¹⁸ Strukturen

Die Legitimation einer *weißen* Ideologie der Rasseneinteilung hat zur heutigen institutionellen Form von Rassismus geführt. Nicht nur das, Denkweisen, philosophische Strömungen, mediale Präsenz, gesellschaftliches Verhalten und auch die heutige Sprache rühren unabdinglich aus einer rassistisch motivierten Historie und werden von einem mehrheitlichen Teil der Gesellschaft als unreflektiert und normal hingenommen und reproduziert. Nachdem zuvor also die Tragweite von strukturellem Rassismus in Deutschland skizziert wurde, dreht es sich nun um die geschichtlich gewachsene Ursache dieser Wirkungszusammenhänge. Ein besonderes Augenmerk liegt dabei auf der Bedeutung, Nutzung und Entwicklung von Sprache bis in die heutige Zeit.

Bevölkerungsgruppen in ihren Merkmalen zu homogenisieren und als anders gegenüber einer eigenen Zivilisiertheit zu konstruieren bedeutet Machtverhältnisse zu erschaffen. Welche Diskurse, Anschauungen, institutionalisierte Denkrichtungen, Positionen und

¹⁸ Das Wort Postkolonialismus bezeichnet zwar eine eigene Epoche, welche einerseits abgeschlossen von damaligen Systemen betrachtet wird, andererseits jedoch exakt diese Strukturen der Kolonialherren und Kolonialiserten in Form einer neokolonialistischen, neuzeitigen Ausrichtung denkt. Der Kolonialismus ist demzufolge, nicht wie der beigefügte Terminus „Post“ suggeriert, beendet, sondern er lebt in seinen Systemen, Vorstellungen, Strukturen und Gesellschaftsformen, so wie es im Auszug zuvor abgehandelt wurde, nach wie vor weiter (Hall 2002: 220). Ein Teil dieses Fortbestehens ist das herrschende Bild von *Weißen* über den afrikanischen Kontinent, das in stereotypisierter Art maßgeblicher Teil des gelebten Rassismus in Deutschland ist. In den imaginären Afrikabildern manifestiert und spiegelt sich eine rassistische Kultur, ebenso wie beispielsweise patriarchalische Geschlechterverhältnisse.

Sprachstile sich durchsetzen und sich gar in soziale oder gesetzliche Regelsysteme eingliedern, ist abhängig von Machtstrukturen, die sich in einem Prozess von Wiederholungen etablieren und stabilisieren. Diese Imagination eigener Privilegien und die Durchsetzung profitorientierter Verhaltensweisen trug auch maßgeblich zur damaligen Ausbeutung, Kolonialisierung und Versklavung von Afrikaner*Innen, Latinas und Latinos, Aborigines und *first nation people*¹⁹ bei (vgl. Attia 2014). Die grausame Entmenschlichung verbunden mit systemischer Sklaverei macht die Kolonialzeit bis heute einzigartig. Zudem setzten sich die Opfer ausschließlich aus Schwarzen zusammen. Die unzähligen Afrikanischen Menschen wurden zwangsverschleppt, um unentgeltlich auf Plantagen oder in Minen *weißer* Großgrundbesitzer zu arbeiten. Im Zeitalter der Aufklärung wurden schätzungsweise jährlich über 70.000 Menschen aus dem Kontinent verschleppt, von denen schon etwa 15% während der traumatisierenden Überfahrt starben (vgl. Ofuatey-Alazard 2011: 107). Der Grundstein für die Entstehung eines heutigen, gut gemeinten, aber nicht gut ausgeführten Happylands, welches in dieser Arbeit immer aus rassistischer Perspektive gedacht wird, ist somit die „Maafa“ und alle weiteren schrecklichen Vertreibungen und Versklavungen von People of Colour. Noch nie von dem Begriff Maafa gehört? Das liegt wohlmöglich daran, dass er nicht in der Schule gelehrt wird. Der Begriff ist Swahili, wird frei als Katastrophe oder große Tragödie übersetzt und wurde von den Opfern selbst gewählt. Er beinhaltet den Imperialismus, Kolonialismus und die Sklaverei²⁰ der damaligen Zeit, aber auch den Widerstand dagegen (vgl. Arndt 2012). Rassismus ist dabei nicht das Resultat dieses riesigen Verbrechens, es ist die Rechtfertigung. *Weißer* haben eine ideologische Untermauerung für den transatlantischen Sklavenhandel²¹ gesucht und unter anderem in Aristoteles, aber vor allem der Bibel, dem französischen *Code Noir*²², sowie zahlreichen weiteren liberalen, humanitären oder kapitalistischen Grundgedanken an dieser Stelle die Legitimation für 12 Millionen versklavte und dehumanisierte Afrikaner*Innen gefunden. Die Auswirkungen dieses beispiellosen historischen Geschehens auf die Wirtschafts- und Gesellschaftssysteme Afrikas und der sogenannten westlichen Welt sind immens. Gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Machtstrukturen haben sich daraus

¹⁹ Menschen indigener Völker

²⁰ Der Begriff S. oder Sklave wird in der heutigen Welt durch seinen inflationären Gebrauch im Alltag verharmlost und relativiert. Dadurch wird der genozidale Terror, der mit dem Wort unabdingbar zusammenhängt, verschleiert (vgl. Ofuatey-Alazard 2011b: 519).

²¹ Der Begriff Handel deutet gemeinhin auf den Tausch und Erwerb von Waren hin und impliziert ein Gewerbetreiben auf Augenhöhe. In der kolonialen Macht Machtkonstellation war diese Augenhöhe keinesfalls gegeben und es wurden nicht Waren gekauft oder verkauft, sondern Menschen. Sklavenhandel illustriert erneut die Verdinglichung und Entfremdung von People of Colour im gängigen Sprachgebrauch. Ferner verschleiert das Wort den zugrundeliegenden Rassismus, da es vorgibt, dass es sich von anderen Arten der Versklavung unterscheidet (vgl. Ofuatey-Alazard 2011: 106).

²² Französischer Gesetzestext, der offen Rassismus und Kolonialverbrechen verherrlicht.

entwickelt und bestehen, wenn auch in veränderter Form, bis heute (vgl. Ogette 2018: 33ff, Ofuatey-Alazard 2011:107ff).

„Hätte es unter Historikern im Jahr 1200 eine Umfrage gegeben, in welcher Reihenfolge Afrika, Asien oder Europa 800 Jahre später abschneiden würden, hätte nicht einer von ihnen bei Europa auf Platz eins getippt und niemand von Afrika auf dem letzten Platz. Europa war im Jahr 1200 schon seit langer Zeit die rückständigste dieser drei großen Weltreligionen (...) Dann kamen die hässliche, gedächtnisauslöschende Kultur vernichtende Nacht der Sklaverei und der transatlantische Sklavenhandel.“ (Ebony 2017)

Die derzeitige Unwissenheit der meisten Menschen über den öffentlich als verlorenen oder ungezähmten titulierten Kontinent ist zugleich die Ursache für ihr abwertendes Desinteresse, welches wiederum ein starkes Fremdgefühl gegenüber Afrika mit sich bringt. Die Summe an Vorurteilen und unhinterfragt gelebten Rassismen wird in Massenmedien, Schulbüchern, Spielfilmen, zwischenmenschlichen Kontakten, Werbung, Kinder- und Jugend- und Erwachsenenliteratur, Comics oder Reisemagazinen (re)produziert und offenbart sich in der tagtäglichen interpersonalen Interaktion (vgl. Arndt 2006: 24f). Im alltäglichen Austausch konstituiert sich die soziale Wirklichkeit immer wieder aufs Neue in einem dynamischen Prozess der Subjektivierung und Resignifizierung.²³ Ein entscheidender Faktor, in dem sich Haltungen, Vorurteile und Einflüsse der gesellschaftlichen Realität nicht nur offen abbildet, sondern auch gestalterisch formt, ist die Sprache.

3. Rassifizierte Sprache

Binyavanga Wainaina (2010) schreibt in ihrem zynisch anklingenden Essay „Schreiben sie so über Afrika“ man solle den Kontinent, um journalistisch erfolgreich zu sein, mit Wörtern wie „Guerillas“, „zeitlos“, „ursprünglich“ oder „Stamm“ deskribieren und im Titel Wörter, wie „Sonne“, „Safari“, „Finsternis“, „Nil“, „Sansibar“ oder „Himmel“ benutzen.

Sprache erzeugt Bilder und etabliert diese in den Denkstrukturen ihrer Nutzer. Sie besitzt die Macht Unterscheidungen zu vollziehen und diese in der sozialen Wirklichkeit performativ zu reproduzieren; sie ist somit ein Werkzeug der Differenzherstellung (vgl. Machold 2013: 66ff). Die sprachliche Relevanz von Bedeutungszuschreibungen ist eng mit dem Denken und Handeln von Personen verbunden. Andersherum prägen gesellschaftliche Bewegungen,

²³ Subjektivierung meint den Prozess der Anrufung und Bezeichnung bestimmter Personen(gruppen). Durch Kategorisierung und Einteilung, aber vor allem durch den Akt der reproduzierten Performativität der Anrufung, in dem das zugewiesene Merkmal (Geschlecht, Hautfarbe etc.) einer Person erst hergestellt wird. Resignifizierung ist die weitergegebene Wiederholung dieser Bezeichnungen von Menschen, die zu einer Verfestigung von Verhaltens- und Denkweisen führt (vgl. Machold 2013: 69).

Normen und Werte, Denkauffassungen, kollektive Meinungen oder mediale Aussprüche den gemeinen Sprachgebrauch, was dazu führt, dass die genutzte Sprache ein Spiegelbild von gesellschaftlichen (Macht-)Verhältnissen und damit verbundenen Diskriminierungs- und Benachteiligungsprozessen ist (vgl. Arndt 2006: 18). Im Folgenden werden einige institutionalisierte Begriffe und Redewendungen expliziert, um den deutschen Sprachgebrauch in Teilen reflexiv dekonstruieren zu können, um Rassismen erkennbar zu machen. Für diesen Abschnitt sollen dabei nicht offensichtlich rassistisch markierte Bezeichnungen, wie etwa „Mulatte“²⁴, „Mischling“²⁵, das „N-Wort“²⁶ oder „Kanake“²⁷ sein, vielmehr geht es um gesellschaftlich manifestierte Gebräuche des Sprechens, die in den meisten Fällen sozialer Interaktion gar nicht mit einer rassistischen Konnotation in Zusammenhang gebracht werden. Kurz: Es geht um die Sprache der Happylander.

„Gut gemeint ist nicht gut gemacht.“ (Sow 2018)

Diskursiv assimilierte Sprachbilder vollziehen und tradieren also Differenzpraktiken. Die Weitergabe von Wissen und den dazugehörigen Machtpositionen schafft Unterscheidungen und erzeugt sogenannte „Applikationsvorgaben“ (Jäger 2006:81) für seine Nutzer. Tradierte Wortwendungen führen zu historisch entstandenen Bedeutungszuschreibungen semantischer „Vor-Bilder“ mit exklusivem Charakter. Aufgrund von gesellschaftlich und interindividuell bestätigten und gefestigten Denkmustern sind praktizierte Rassismen für ihre*seine Nutzer in der Regel unsichtbar. Angelehnt an diskurstheoretische Überlegungen Foucaults stehen Aussagen nicht für sich selbst, sondern werden als diskursives Ereignis einer Epoche und den damit zusammenhängenden Wissensordnungen verstanden. Die Beziehungen der Sprechakte untereinander, sowie ihr Verhältnis zu den Gegenständen, Subjekten, Begriffen und Strategien die sie hervorbringen und auf denen sie beruhen, sind zu analysieren (vgl. Rosa et al. 2007: 283). Die nachstehenden Aussprüche können daher als rassistisch relevant markiert werden, da ihr Bedeutungszusammenhang diskursiv betrachtet rassistisch legitimiert, jedoch selten reflektiert ist. Eine rassistische Sprache

²⁴ M. leitet sich ab aus dem lateinischen und ist als Maulesel oder Maultier zu übersetzen. Dies sind Tiere, die sich nicht fortpflanzen können, was hinsichtlich einer weißen Rasse als „Krone der Schöpfung“ stark rassistisch ist (vgl. Ogette 2018: 75).

²⁵ Ebenfalls aus dem Tierreich entlehnter Begriff, der die Vermischung zweier Rassen bezeichnet. Sozialanthropologisch betrachtet, kann es keine Mischlinge geben, da die Rasse in der Menschheit ein konstruiertes Merkmal darstellt (vgl. Ogette 2018: 76).

²⁶ Dieser sehr triggernde Begriff ist ein Begriff von *Weißer* für Schwarze und ist unwiderruflich mit der rassistischen Vergangenheit von *weißen* Ideologien gekoppelt (vgl. Ogette 2018: 75).

²⁷ Ebenfalls Fremdbezeichnung damaliger Kolonialisten, Entdecker, Seefahrer und Kartographen für abgewertete und ausgebeutete PoC (vgl. Nobrega 2011: 639).

gehört damit ebenso zu Deutschland, wie die Vorherrschaft von rassifizierten, *weißen* Menschen, die sie verwenden. Die zentrale Merkmalszuschreibung ist die Konstruktion von „den Anderen“ in semantischen Frames. Der zuvor definierte Otheringprozess transformiert sprachliche Bedeutungen in reelle soziale Ungleichheiten. Konstruierte Differenzlinien entlang eines rassistisch-normativen Diskurses und die hegemoniale Normstruktur Menschen zu „Anderen“ zu stilisieren, beginnt aus sprachlicher Sicht bereits mit der Benennung einer vermeintlichen Abweichung von der Normstruktur. Klassische Bezeichnungen von *Weißer*²⁸ (hier versteckt sich erneut die Macht der Kategorisierung von Menschen) für Persons of Colour sind „farbige“, „Schwarzafrikaner“, „Ausländer“ oder „Mensch mit Migrationshintergrund“. All diese Typisierungen charakterisieren eine nicht-Zugehörigkeit zur *weißen* Normalitätsvorstellung, da sie sie exklusiv benennt (vgl. Riegel 2016: 178). Busch (2012) betitelt die Bildung von Kategorien als nie unschuldig, verbunden mit Oppositionen, Hierarchien und Konflikten (38). Das Recht, Menschen als „farbige“ zu klassifizieren stammt aus der Kolonialzeit. Das Wort ist als Ersatzterminus für das N-Wort eingeführt worden und markiert Menschen als fremd oder anders. Eine unbestimmte Gruppe von Menschen mit einem Adjektiv zu belegen ist abwertend und in seiner Zuschreibung diskriminierend konnotiert. Es impliziert eine *weiße* Norm und führt darüber hinaus zu keiner schlüssigen Beschreibung (der Begriff farbig ist sehr schwammig), bis auf den sinngemäßen Ausschluss von *Weißer*. Die Reduzierung von Menschen auf einen konstruierten Phänotyp verstärkt das ungleiche Verhältnis von *Weißer* und nicht-*Weißer* (vgl. Sow et al. 2008). Auch die Vokabel „Ausländer“ umfasst eine „inländische“ Perspektive, die sich durch die Benennung von etwas Anderem explizit mit allen Rechten und Pflichten abzugrenzen versucht. Ferner ist der Ausdruck keineswegs an Staatsbürgerschaften gekoppelt, wie er im Grundgesetz definiert ist, sondern an die Hautfarbe (Hirsbrunner 2011: 243).

Es könnten an dieser Stelle viele weitere Beispiele, wie „nett“²⁹, „Hottentotten“³⁰, „Indianer“³¹, „illegal“³² oder „Eingeborene“, sowie andere Bezeichnungen für Menschen oder

²⁸ Hier soll zudem eine Analogie von schwarzen oder weißen Assoziationsketten herausgearbeitet werden. Noah Sow (2008) beschreibt in ihrem Buch „Deutschland schwarz weiß“, wie die Begrifflichkeiten „schwarz“ und „weiß“ an gesellschaftlich festgelegte Merkmalszuschreibungen gebunden sind. Assoziativ werden mit dem Terminus „schwarz“ negative Eigenschaften (dunkel, böse, kalt, gefährlich) und mit „weiß“ größtenteils positive Merkmale (rein, gut, klar) verbunden. Daher rührt meist die Unsicherheit von Menschen, die sich zum Teil mit Rassismus beschäftigen haben, ob „Schwarz“ eine adäquate Bezeichnung für Menschen ist, da dieses Wort eine negative Besetzung erfahren hat (26).

²⁹ Nett repräsentiert laut Noah Sow (2011b) Orte oder Bezeichnungen in denen weiße Privilegien unreflektiert gelebt werden (462).

³⁰ Damalige, abwertende Bezeichnung für kolonialisierte Bevölkerungsgruppen aus bestimmten Gebieten Afrikas (vgl. Arndt 2011: 689).

³¹ Schwammiger Begriff, der mit vielen negativen Konstruktionen verbunden ist (Sow 2011: 690).

³² Die Übertragung des Begriffs auf Menschen beinhaltet die Illegalisierung und Kriminalisierung von verdinglichten Personen (vgl. Arndt 2011: 689).

ihre Berufe und Verhaltensweisen zur Verdeutlichung der Tragweite und des inflationären Gebrauchs rassistischer Bilder gemacht werden; entscheidend ist jedoch die grundlegende Funktion von Sprache als Einteilungsmechanismus von Haupt- und Nebendarstellern in diesem Gesellschaftssystem. Sprache wirkt häufig performativ und bildet durch Anrufungsmomente Subjektpositionen heraus. Die stetige Reproduktion von Rollenbildern im rassistisch-intersektionalen Gefüge verstärkt immer wieder die Vorstellung von einem „Wir und die Anderen“. Der Ausspruch „Woher kommst du (eigentlich)“ steht sinnbildlich für die normstrukturierten Ordnungsmechanismen *weißer* Privilegien und die unbedachten, gar unsichtbaren Konsequenzen für Betroffene aus der Perspektive von *Weiß*en. Die Herkunftsfrage wird denjenigen gestellt, die „natio-ethno-kulturell auffällig“ (Krause 2008) sind, nicht etwa denjenigen, die nicht auffällig, also *weiß* sind. Sie fordert neben einer Ortsangabe die Zugehörigkeit zu einer kulturell definierten Gruppe ein, welche ausdrücklich nicht deutsch ist. Diese Zuordnung ist wiederum mit bestehenden Vorurteilen und Zuschreibungen verknüpft. Der innere Wunsch Menschen zu kategorisieren und in eine Kiste mit dem Namen „die Anderen“ zu packen, führt zu Diskrepanzen und ist derart manifestiert, dass die Auseinandersetzung mit dem Thema unter *Weiß*en in der Regel mit Abwehrmechanismen verbunden ist. Sätze wie, „Also ich mache keinen Unterschied, ob jemand schwarz, rot, grün oder gelb ist. Für mich sind alle Menschen gleich“, „Machst du Rassismus nicht erst zum Problem, dass du es zum Thema machst“, „Mein Sohn hat lange Haare und macht deswegen auch schlimme Erfahrungen“, „Ich war letztes in einem Club, wo nur Schwarze waren und wurde auch komisch angeguckt. Das war auch Rassismus!“, „Ich kenne einen Schwarzen Mann, den stört es gar nicht, wenn man über seine Hautfarbe Witze macht“ oder „Ich habe in meinem Bekanntenkreis Menschen von überall her, mir Rassismus zu unterstellen, das geht ja wohl gar nicht“, lenken die Auseinandersetzung absichtlich in eine andere Richtung und gelten als sprachliche Abwehrmechanismen vor der Rassismusfalle; denn wie schon gesagt, im Happyland gibt es keinen Rassismus. Die Betroffenheitsperspektive von Persons of Colour und die rassifizierte Gesellschaftsstruktur wird nicht erkannt und darüber hinaus relativiert, ignoriert, bagatellisiert und Stellenweise auf andere soziale oder biografische Problemlagen, die auch ihre Berechtigung haben, jedoch nicht in diesem Kontext anzusiedeln sind, projiziert. Sich mit Rassismus zu beschäftigen, bedeutet als *weiße* Person zu allererst, die eigene Positionierung in einem dichotomen Machtverhältnis zu erkennen, da man selbst keinen Rassismus erfährt (vgl. Ogette 2018: 89ff). Etikettierungen als „Türke“, „Gemüsehändler“ oder „Afrikaner“ sind mit Zuschreibungsmerkmalen verbunden und transportieren ein rassistisches Weltbild weiter und weiter fort. Die Diskussion darüber wird klein geredet und emotional aufgeladen, was dazu führt, dass Betroffene gar zu Opfern einer Gesprächskultur werden und etablierte

weiße Denkstrukturen unfreiwillig weiter reproduziert werden. Sprache ist dabei stets Mittel, Ursache und Zweck von Diskriminierung. Das häufig von *weißen* kritisierte Bild einer Sprachpolizei oder übertriebenen political correctness Kultur zeigt ebenfalls diesen Widerstand. Es soll nicht darum gehen, Wörter oder Sprache zu verbieten a la „das wird man ja wohl noch sagen dürfen“, vielmehr dreht es sich um das Bewusstmachen von rassifizierten Weltbildern und damit, was man als weiße Person sagen *möchte*, mit der vorherigen Auseinandersetzung einer Betroffenheitsperspektive (vgl. Grote & Kollender 2015, Ogette 2018: 79).

Im letzten Abschnitt geht es im Hinblick auf die besprochene Thematik um die sozialpädagogische Praxis, in der Rassismus im gesellschaftlich relevanten Handlungsfeld immer eine Rolle spielt. Konkret ist erneut die Sprache aus der Perspektive nicht-diskriminierter Personen zu analysieren und zu evaluieren, um eine rassismuskritische und vorurteilsbewusste Ebene herzustellen, ohne dabei bewusst oder unbewusst Menschen zu exkludieren.

„Rassismus ist kein Schwarzes, sondern ein weißes Problem.“ (Sow 2008)

4. Soziale Arbeit

Zunächst einmal gelten hier verifizierte Hinweise, Strategien oder Aushandlungen universell für alle *weißen* Menschen in ihrer Auseinandersetzung mit Rassismus. In der sozialpädagogischen Praxis sind Handlungsanweisungen somit äquivalent für zwischenmenschliches Verhalten generell. Aktuell sind nun Handlungen, Verhaltensweisen, Sprechakte und Denkstrukturen *weißer* Sozialarbeiter*innen von Bedeutung, in denen nation-ethno-kulturelle Differenzkonstruktionen hergestellt werden. Sozialarbeiter*innen tragen durch das Agieren im politischen Erziehungs- und Bildungskontext eine besondere Verantwortung.

Christine Riegel (2018) macht deutlich, dass das Handlungsfeld der sozialpädagogischen Praxis als Teilsystem des gesamten Gesellschaftsapparates gleichermaßen mit reproduzierten Differenzlinien entlang von *Class*, *Race* und *Gender* konfrontiert ist. Internalisierte Machtverhältnisse, heteronormative Gesellschaftsbilder und hegemoniale Strukturen herrschen hier ebenso vor wie in anderen Bereichen (24ff). Auch Scharathow (2018) betont die unumgängliche Notwendigkeit einer diskriminierungskritischen sozialen Arbeit in der Migrationsgesellschaft, die für Rassismus konstitutiven Elemente wie soziale

Ungleichheit zu erkennen und zu bekämpfen, da er sich auch hier unlängst manifestiert hat (267f). Claus Melter fügt hinzu, dass Rassismus vielfach, auch in der sozialen Arbeit nicht thematisiert, in seiner Alltäglichkeit und institutionellen Form „nicht wahrgenommen, individualisiert, naturalisiert oder pathologisiert“ (2015: 16) wird. Diskursiv betrachtet kann soziale Arbeit durch ihre Verstrickung „sowohl dazu beitragen, soziale Ungleichheit zu verdecken, als auch sie zu legitimieren oder aber zu skandalisieren und ihre Effekte zu minimieren“ (Attia 2016: 232). Laut Linnemann und Ronacher (2018) ist diese Involviertheit auf verschiedenen Ebenen bedeutsam: in der Interaktion mit Adressat*innen, in dem Risiko paternalistischer³³ Umgangsweisen, in der Bedarfsanalyse, in der Personalpolitik, in der (De-) Thematisierung von Rassismuserfahrungen und in Bezug auf die Konzepte und Ziele der Einrichtungen. Zur gleichen Zeit bietet die Soziale Arbeit Handlungsspielräume, die sinnvoll genutzt, dazu beitragen können Rassismus zu schwächen oder zu dekonstruieren (91). Beispielhaft, besonders für sprachliche Risikobereiche, können hier übermäßig verwendete Worte wie „Integration“ oder „Kultur“, aber auch das prinzipielle (nicht) Reden über Rassismus aufgeführt werden. Das Wort Integration fällt sehr häufig im Migrationszusammenhang. Dabei wird in der Regel über nicht-Deutsche gesprochen, die von *weißen* mehrheitsdeutschen Sozialarbeiter*innen zu unterstützen sind. Soziale Problemlagen und abweichende Verhaltensmuster werden als Integrationsdefizite konstruiert und verweisen erneut auf eine nicht-Zugehörigkeit zur Mehrheit. Der an Wert verlorene Begriff hat sich in seiner Bedeutung für Betroffene ins negativ gewandelt und wird kontextual häufig mit Hilflosigkeit und Ausgrenzung assoziiert, da auch hier eine Ein- und Unterordnung vollzogen wird. (Nicht nur) In der sozialen Arbeit werden also beim Sprechen über Integration Unterschiede zwischen integrierten *Weißen* und nicht integrierten People of Colour gemacht, denn wer weiß, und damit einheimisch und etabliert ist, ist ohnehin integriert, alle „Anderen“ sollen sich gefällig anstrengen diesen Status oder dieses unsichtbare Privileg zu erreichen, auch wenn sie*er in Deutschland geboren und aufgewachsen ist (vgl. Schramkowsky 2018: 283). Ähnlich brisant verhält sich die Verwendung des Kulturbegriffs, der scheinbar den Platzhalter für den Terminus „Rasse“ eingenommen hat. Kulturelle Differenzen werden in vielen Fällen als einseitiges Erklärungsmodell für soziale Problemlagen von Schwarzen herangezogen. Die monokausale Denkrichtung erinnert an ein (post-)koloniales, ideologisch untermauertes Rassekonzept und umgeht die Frage nach individuellen Bewältigungsstrategien und einer sozio-biografischen Ursachenforschung. Der Deckmantel der Kultur verschleiert die Komplexität sozialer Problemlagen und verortet vermeintlich oder tatsächlich deviantes Verhalten als kulturell zurückführbar. Parallel dazu werden *weißen* Personen mit sehr ähnlichen Handlungsmustern andere konstitutive Bedingungen für ihr

³³ bevormundend

Handeln zugeschrieben. Gewalttätiges Verhalten muslimischer Männer korreliert diesbezüglich sehr oft mit ihrer religiösen Zugehörigkeit, während *Weißer* Männern vorzugsweise psychische Faktoren oder Sozialisationsbedingungen als Ursache attestiert werden. Kultur wird hier gewissermaßen als eine „Natureigenschaft von Menschen“ (Kalpaka 2005: 293) begriffen und ist somit, ähnlich wie im Fall des Rassekonzeptes, idealkritisch determiniert und mit Zuschreibungsmerkmalen versehen. Äußerliche, vermeintliche Unterschiede werden mit markierten (negativen) Bedeutungen und Merkmalen einer kulturellen Verortung in Zusammenhang gebracht. Angehörige jener Kultur sind dadurch, wie im Rassebegriff, einem gesellschaftlichen Konstruktionsprozess unterworfen, der sie zu hilflosen Subjektpositionen, mit ihren zugeordneten Merkmalszuschreibungen macht (vgl. Schramkowsky 2018: 284). Ein dritter, stilistischer Ansatz im pädagogischen Spannungsfeld stellt das Sprechen über Rassismus im Allgemeinen dar. Oder besser gesagt, das nicht-Sprechen, denn nur ein sehr geringer Teil der Fachkräfte setzt sich kritisch, selbstreflektiert und betroffenenorientiert mit der eigenen, gehobenen Positionierung, auseinander. Rassismus wird auch im Milieu der sozialen Arbeit, wie eingangs beschrieben individualisiert, naturalisiert, emotional aufgeladen und tabuisiert, sodass viele Pädagogen das R-Wort mit physischer Gewalt und Randerscheinungen von Anderen unangetastet lassen. Dadurch wird, so Melter (2005), ein entscheidendes Lebensthema der meisten Adressaten ausgeblendet (278ff). Entlang dem Motto „hättest du mich gefragt, hätte ich es dir gesagt“ (ebd.), bleibt hier ein bedeutsamer Komplex aus der Lebenswelt von Menschen mit Migrationserfahrung ungeachtet. Verschiedene Studien belegen, dass zum Beispiel männliche Sozialarbeiter massive Rassismuserfahrungen ihrer Adressaten nicht thematisieren, da sie sie nicht erkennen. Interessanterweise rassifizieren diese Happylander ihre eigene Umgebung nur noch mehr durch ihre Unwissenheit und segregieren dadurch genau die Menschen, die sie unterstützen sollen (ebd. 282). Alle Aspekte einer unkritischen, weißen Denkweise, die zum Anfang dieser Arbeit aufgezeigt wurden, sowie die dazugehörigen Abwehrmechanismen, lassen sich zweifelsohne auf die Fachkräfte der Sozialen Arbeit übertragen (vgl. Schramkowsky 2018: 284). „Kulturalisierende Denk- und Handlungsmuster“ (ebd.) können weitere Facetten einer sozialen Situation ignorieren, was zur Folge haben kann, dass das Kind oder der*dem Jugendlichen nicht adäquat geholfen wird. Rassismuserfahrungen, werden nicht erkannt, nicht ernstgenommen und dadurch gar von der zuständigen Fachkraft reproduziert, was zur Folge hat, dass das Phänomen nicht als soziales Problem verstanden und somit bei der Hilfeplanung nicht mit einbezogen wird (vgl. ebd. 284f).

Schlussendlich ist es (nicht nur) für Sozialarbeiter (sondern für alle *weißen* Menschen ohne rassistische Diskriminierungserfahrungen) eine unumgängliche Notwendigkeit daran zu

arbeiten die eigenen Rassismen aufzudecken. Rassistisches Wissen, wie auch seine Denkweisen und Erklärungsmuster fügen sich in soziale Praktiken ein, weshalb die Prämisse besteht, Rassismuserfahrungen einerseits unmöglich zu machen und auf der anderen Seite erfahrenen Rassismus zu thematisieren, um ihn Anklagen zu können. Soziale Arbeit muss sich als „Normalisierungsmacht“ (Maurer: 2001: 125) von einer gesellschaftlich legitimierten rassistischen Ordnungsstruktur, welche als normal angenommen wird, lösen. Bewusstes pädagogisches Handeln begünstigt das Verhältnis und den Kontakt zwischen *weißen* Sozialarbeiter*innen und Kolleg*innen oder Adressat*innen of Colour. Das Bewusstmachen einer eigenen, binär verwobenen Machtposition aus Sicht des*der Sozialarbeiters*in und aus der Sicht des *weiß* seins, reduziert *weiße* Assoziationsketten, die sich durch Leistung, Legitimität und Professionalität definieren. Nicht-Weißem werden häufig gegensätzliche Attribute zugesprochen. Die Kenntnis über die Existenz von alltäglichen Rassismuserfahrungen, auf mikrosozialer, wie auf institutioneller und gesellschaftlicher Ebene der Adressaten verdeutlicht, dass aus poststrukturalistischer Sicht das Verhalten der Adressaten in der Regel bereits eine Auswirkung jener Erfahrungen ist, also Bewältigungsmechanismen sozialer Diskriminierung beinhalten kann. Dazu gehört auch, die Grenzen des eigenen Wissens anzuerkennen, da Fachkräfte zwar für Betroffene entscheiden, dies jedoch nicht aus der Perspektive der Betroffenen tun können. Um nicht gesteuert von Privilegien Handlungsstränge von Adressaten zu bevormunden, ist es unter Umständen nötig, gemeinsam Handlungsstrategien zu entwerfen (vgl. Linnemann 2018: 100). Was Foucault also „die Kunst der freiwilligen Unknechtschaft, der reflektierten Unfügsamkeit“ (1992: 15) nennt, bedeutet schlicht und einfach sich selbst und den gesellschaftspolitischen Zusammenhang, in dem das Individuum verstrickt ist, zu kritisieren. Das Erlernen und Verwenden einer rassismussensiblen Sprache ist diesbezüglich eine konkrete Handlungsoption, um die Interaktion zwischen *weißen* Professionellen und Kindern und Jugendlichen, nicht durch eine Differenzfördernde Sprache zu stören. Das bedeutet unter anderem Aufmerksam für die Sprache zu sein, die die Adressat*innen selbst verwenden. Die Suche nach einer passenden Selbstbezeichnung kann mit Reclaimingvorgängen zu tun haben, ist aber vielmehr Teil von eminent wichtigen Empowermentprozessen. Jugendliche haben Gründe, warum sie sich selbst als „Ausländer“ oder ähnliches adressieren. Es ist somit nicht die Aufgabe von Fachkräften sie in diesen Momenten zu korrigieren. Eine Aufgabe von rassismuskritischer Denkweise ist es daher auch von gelernten Definitionen zurückzutreten, um die Perspektive der Adressat*innen zu hören und ernst zu nehmen. Auch können eigene Privilegien genutzt werden, um Ressourcen und Zugänge zu ermöglichen, ohne dabei einen Anspruch auf Kontrolle oder Gegenleistung zu erheben (vgl. Linnemann 2018: 101).

Die Auseinandersetzung mit Rassismus geht schließlich (nicht nur im pädagogischen Umfeld) immer mit Verunsicherungen einher. Die Maxime heißt daher, diese Verunsicherungen positiv zu nutzen, denn sie sind der erste Schritt in die richtige Richtung. Es bedarf dazu den Mut, Mehrdeutigkeiten, Fehlermöglichkeiten, Machtkonstellationen und Machtabgaben ernst zu nehmen (vgl. Machold 2011: 394), um vom Impuls des Selbstverständlichen zunächst zurückzutreten, um den Raum für, konträr zum Selbstverständlichen verlaufenden Wahrnehmungen, Interpretationen und Handlungsstrategien zu öffnen. Nur so können Kreisläufe unterbrochen werden, die von Verhältnissen der Dominanz und Unterordnung zwischen Pädagog*innen und Jugendlichen strukturiert sind

Fazit

Happyland ist abschließend also ein über Jahrhunderte tradiertes, postkoloniales und postnationalsozialistisches System, dessen Reproduktionsmechanismen immer aufs Neue bestätigt werden und meist unhinterfragt und unwissentlich Exklusionsfaktoren bilden. Mit all seinen entwickelten Strategien und Formen sozialer Wirklichkeit, und dazu gehört zweifelsohne die Sprache, haben *Weißer* dieses System internalisiert ohne es zu wissen. Aus dem Happyland zu entfliehen ist aus *weißer* Sicht (und somit aus meiner Sicht) nahezu unmöglich, da man unweigerlich darin verstrickt ist. Eine aktive Auseinandersetzung und widerständige Verhaltensweisen (diversitätsbewusste, interkulturelle Kinderbücher, Filme, einen schwarzen Weihnachtsmann, Vorurteilsbewusste und sensible Sprache, Kommunikation mit Betroffenen usw.) gegen restriktive Handlungs- Denk und Erklärungsmuster sind erforderlich. Trotz dessen ist die institutionalisierte und mediale Form von Rassismus in der gesellschaftlichen Matrix verankert. Die eingangs formulierte Frage, ob *weißsein* also im direkten Zusammenhang zu Rassismus steht, ist schwer zu beantworten. *Weißer* (re)produzieren Rassismen und bewegen sich in einen rassifizierten Kontext. Man kann somit konstatieren, dass man als *weißer* Person, die keinen Rassismus erfährt, in aller Regel eine rassistische, eurozentrische, privilegierte Weltsicht hat. Professionellen kommt in dieser Hinsicht eine Sonderrolle zu, sie bilden zwar ein System unter vielen sozialen Systemen, welche alle von Rassismus durchtränkt sind, allerdings erfahren habe ich an mich selbst, als professionell Handelnder und auch an andere Fachkräfte eine hohe Erwartung in Anbetracht des Umgangs mit sozialen Diskriminierungsmechanismen. Weiterhin haben Sozialarbeiter viel Kontakt zu entsprechenden Menschen und können somit durchaus Einfluss haben.

Die im Vorwort angedeuteten Einzelschicksale sollen betonen, dass die rassistische Ordnungsstruktur in Deutschland ohne Frage Opfer mit sich bringt. Inwieweit, speziell im

Kontext von Fluchterfahrungen, struktureller und institutioneller Rassismus auf Betroffene einwirkt und wie diese Diskriminierungsform intersektional verwoben ist, ist kaum zu operationalisieren, dennoch ist es ein unübersehbarer Exklusionsfaktor und kann als Teil von erfahrenen Ablehnungen und Stigmata zu verheerenden Einzelschicksalen führen.

Quellen

Schrift

Arndt, S. (2006): *Impressionen. Rassismus und der deutsche Afrikadiskurs*. In: AfrikaBilder. Hrsg. Arndt, S. Münster: UNRAST verlag.

Arndt, S. (2011): *Hottentotten. Illegal*. In: (K)erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Hrsg. Arndt, S./ Ofuatey-Alazard, N. Münster: UNRAST-Verlag.

Arndt, S. (2012): *Die 101 wichtigsten Fragen. Rassismus*. München. Verlag C.H. Beck.

Attia, I. / Keskinilic, O. (2016): *Antimuslimischer Rassismus*. In: Handbuch Migrationspädagogik. Hrsg. Mecheril, P. (168-182) Weinheim: Beltz.

Busch, B. (2012): *Das sprachliche Repertoire oder niemand ist einsprachig*. Klagenfurt: Drava.

Ebony (2017): *Two Sides*. In: Deutschland Schwarz Weiß. Hrsg Sow, N. München: Goldmann Verlag.

Foucault, M. (1992): *Was ist Kritik?* Berlin.

Hall, S. (1999): *Ethnizität: Identität und Differenz*. In Engelmann, J. (Hrsg.): Die kleinen Unterschiede. Frankfurt/Main; New York. Campus Verlag.

Hall, S. (2002): *Wann gab es das Postkoloniale?* In: Jenseits des Eurozentrismus. Hrsg. Conrad, S. / Randeria, S. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Hirsbrunner, S. (2011): *Ausländer*. In: (K)erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Hrsg. Arndt, S./ Ofuatey-Alazard, N. Münster: UNRAST-Verlag.

Jäger, S. (2006): *Rassismus und Rechtsextremismus in der deutschen Sprache*. In Afrika Bilder. Hrsg. Arndt, S. Münster: UNRAST Verlag.

Kalpaka, A. (2005): *Pädagogische Professionalität in der Kulturalisierungsfalle – Über den Umgang mit „Kultur“ in Verhältnissen von Differenz und Dominanz*. In: Schule in der Einwanderungsgesellschaft. Hrsg. Leiprecht, R. / Kerber, A. (387-405) Schwalbach: Wochenschau.

Katz, J. H. (2003): *White Awareness*. University of Oklahoma Press.

Krause, A. (2008): „Woher kommst du?“ Handbuch Kinderwelten: Herder Verlag.

Linnemann, T. / Ronacher, A. (2018): *Reflexion von Weißsein und Rassismus*. In: neue.praxis. Rassismus in der sozialen Arbeit und Rassismuskritik als Querschnittsaufgabe. Hrsg. Hunner-Kreisel, C. / Wetzels, J. (91-104) Lahnstein: Verlag neue Praxis GmbH.

Machold, C. (2011): *(Anti-) Rassismus kritisch (ge-)lesen. Verstrickung und Reproduktion als Herausforderung für die pädagogische Praxis*. In: Rassismuskritik. Band 2. Hrsg. Scharathow, W. / Leiprecht, R. (379-397) Schwalbach: Wochenschau Verlag.

Machold, C. (2013): *Kindheit und Differenz*. Bielefeld: Springer VS.

Maurer, S. (2001): *Das soziale und die Differenz. Zur (De-) Thematisierung von Differenz in der Sozialpädagogik*. In: Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Hrsg. Lutz, H. / Wenning, N. (125-142) Opladen: Leske und Budrich.

Mecheril, P. (2010): *Migrationspädagogik. Hinführung zu einer Perspektive*. In Migrationspädagogik. Hrsg. Andresen, S./ Hurrelmann, K. / Palentien, C./ Schrör, W. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

Melter, C. (2005): *Wenn du mich gefragt hättest, hätte ich es dir erzählt. Über die fehlende Thematisierung von Rassismuserfahrungen und Zugehörigkeitsfragen in der ambulanten Jugendhilfe*. In: Migration und soziale Arbeit. Transformation des Sozialstaates – Folgen für Migranten. Hrsg. Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V. (278-292) Weinheim: Juventa.

Melter, C. (2015): *Diskriminierungs- und rassismuskritische Soziale Arbeit und Bildung im postkolonialen und postnationalsozialistischem Deutschland!?*. In: Diskriminierungs- und

rassismuskritische Soziale Arbeit und Bildung. Hrsg. Melter, C. (7-19) Weinheim, Basel: Beltz Verlag.

Ogette, T. (2018): *exit Racism. Rassismuskritisch denken lernen*. Münster: UNRAST-Verlag.

Ofuatey-Alazard, N. (2011): *Die europäische Versklavung afrikanischer Menschen*. In: (K)erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Hrsg. Arndt, S./ Ofuatey-Alazard, N. Münster: UNRAST-Verlag.

Ofuatey-Alazard, N. (2011b): *Sklave*. In: (K)erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Hrsg. Arndt, S./ Ofuatey-Alazard, N. Münster: UNRAST-Verlag.

Nobrega, O.S.K. (2011): *Kanake*. In: (K)erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Hrsg. Arndt, S./ Ofuatey-Alazard, N. Münster: UNRAST-Verlag.

Scharathow, W. (2018): *Rassismus*. In: Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Hrsg. Blank, B. / Gögercin, S. / Sauer, K. E. / Schramkowski, B. (267-278). Wiesbaden: Springer VS.

Schramkowsky, B. / Ihring, I. (2018): Alltagsrassismus. (K)ein Thema für die soziale Arbeit? In: Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Hrsg. Blank, B. / Gögercin, S. / Sauer, K. E. / Schramkowski, B. (279-290). Wiesbaden: Springer VS.

Schulze-Engler, F. 2011: Europa. In: (K)erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Hrsg. Arndt, S./ Ofuatey-Alazard, N. Münster: UNRAST-Verlag.

Riegel, C. (2016): *Bildung – Intersektionalität – Othering*. Bielefeld: transcript Verlag.

Riegel, C. (2018): Intersektionalität. *Eine kritisch-reflexive Perspektive für die sozialpädagogische Praxis in der Migrationsgesellschaft*. In: Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Hrsg. Blank, B. / Gögercin, S. / Sauer, K. E. / Schramkowski, B. (221-232) Wiesbaden: Springer VS.

Rosa, H. / Strecker, D. / Kottmann, A. (2007): *Soziologische Theorien*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft GmbH.

Sow, N. (2009): *Deutschland schwarz weiß*. München: Wilhelm Goldmann Verlag.

Sow, N. (2011a): *Migrant*. In: (K)erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Hrsg. Arndt, S./ Ofuatey-Alazard, N. Münster: UNRAST-Verlag.

Sow, N. (2011b): *Nett*. In: (K)erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Hrsg. Arndt, S./ Ofuatey-Alazard, N. Münster: UNRAST-Verlag.

Weicker, A. / Jacobs, I. (2011): Afrika. In: (K)erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Hrsg. Arndt, S./ Ofuatey-Alazard, N. Münster: UNRAST-Verlag.

Internet

Apraku, J. (2015): Rassismus nach Lehrplan. Zuletzt aufgerufen am 08.10.2018. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=4O2x5haN0i4>

Attia, I (2014): Rassismus (nicht) beim Namen nennen. Zuletzt aufgerufen am 09.10.2018. URL: <http://www.bpb.de/apuz/180854/rassismus-nicht-beim-namen-nennen>

ARD Morgenmagazin (2018): 65.000 bei Konzert in Chemnitz. Zuletzt aufgerufen am 04.09.2018. URL: <https://www.ardmediathek.de/tv/Morgenmagazin/65-000-bei-Konzert-in-Chemnitz/Das-Erste/Video?bcastId=435054&documentId=55712150>

Attia, Iman/ Eggers, Maisha/ Rosenberg, Petra/ Bodemann, Michal. (2010): Von Kindesbeinen an - Rassismus: Entstehungsgeschichte, Funktionsweisen & Auswege. Zuletzt aufgerufen am 24.09.2018. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=vSBBO-3l23l>

Davis, K. (2007): A girl like me. Zuletzt aufgerufen am 08.10.2018. URL: https://www.youtube.com/watch?v=z0BxFRu_S0w

Eggers, M. M. (2013): Von Kindesbeinen an—Rassismus. Zuletzt aufgerufen am: 28.09.2018. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=vSBBO-3l23l>

Grote, J. /Kollender, E. (2015): Diskriminierende und rassistische Sprachgewohnheiten. Zuletzt aufgerufen am 24.10.2018. URL: <http://www.migazin.de/2015/03/31/diskriminierende-und-rassistische-sprachgewohnheiten-eine-selbstbeobachtung/>

Gyamerah, D. (2015): Bin ich schuldig? Zuletzt aufgerufen: 28.09.2018. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=zD5DSAMA0SA>

Hübl, P. (2018): Macht und Magie der Sprache. Zuletzt aufgerufen am 20.10.2018. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=7Hw-hWtix8E&t=55s>

Hüther, G. (2013): Wie man Kinder und Jugendliche inspirieren kann. Zuletzt aufgerufen am 21.09.2018. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=SEa21m5IAKY>

Hyatt, M. (2015): Weißsein als Privileg. Zuletzt aufgerufen am 25.09.2018. URL: https://www.deutschlandfunk.de/critical-whiteness-weisssein-als-privileg.1184.de.html?dram:article_id=315084

Lüskow, F. (2014): *Das Afrikabild in deutschen Schulbüchern*. Zuletzt aufgerufen am 28.09.2018. URL: <http://www.eufrika.org/wordpress/rassismus-im-schulbuch>

McIntosh, P. (2012): *White privilege. Den unsichtbaren Rucksack auspacken*. Zuletzt aufgerufen am 25.09.2018. URL: <http://sanczny.blogspot.eu/2012/10/01/white-privilege-den-unsichtbaren-rucksack-auspacken/>

McIntosh, P. (2018): *Peggy McIntosh on White privilege*. Zuletzt aufgerufen am 24.09.2018. URL: <https://vimeo.com/251498721>

Schnädelbach, Herbert (1984): *Kritik der reinen Vernunft*. zuletzt aufgerufen am 04.09.2018. URL: <https://www.zeit.de/1984/41/kritik-der-reinen-vernunft>

Sow, N. / Ntivyihabwa, A. / Eckermann, P. (2008): *Der braune Mob*. Zuletzt aufgerufen am 18.10.2018. URL: http://www.derbraunemob.de/shared/download/warum_keine_farbigen.pdf

Sow, N. (2018): *Gut gemeint ist nicht gleich gut gemacht*. zuletzt aufgerufen am 18.10.2018. URL: <https://www.noahsow.de/blog/uni-hamburg-20-juni-2018-vortrag-gut-gemeint-ist-nicht-gleich-gut-gemacht-voraussetzungen-fuer-qualifizierte-antidiskriminierungsarbeit/>

Terkessidis, Mark (2012): *Gehört Rassismus zu Deutschland? Und wenn ja: Warum?* zuletzt aufgerufen am 04.09.2018. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=EK4ZKnmBfUI>

Wainaina, B. (2010): *Schreiben sie so über Afrika*. Zuletzt aufgerufen am 20.10.2018. URL: <http://www.belltower.news/artikel/schreiben-sie-so-ueber-afrika-eine-anleitung8787>

Zeit Online: *Die Welt gehört nicht mehr dem Weißen Mann*. Zuletzt aufgerufen am 28.09.2018. URL: https://www.zeit.de/2008/02/Die_Welt_gehoert_nicht_mehr/seite-3

